

# Niederdeutsches Wort

BEITRÄGE ZUR NIEDERDEUTSCHEN PHILOLOGIE

begründet von  
WILLIAM FOERSTE †

herausgegeben von  
JAN GOOSSENS

Band 22  
1982



ASCHENDORFF · MÜNSTER

Das NIEDERDEUTSCHE WORT wird veröffentlicht von der Kommission für Mundart- und Namenforschung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe unter Mitarbeit der Niederdeutschen Abteilung des Germanistischen Instituts der Universität Münster.

Die Zeitschrift erscheint jährlich in einem Band.

Herausgeber: Prof. Dr. JAN GOOSSENS  
Redaktionelle Arbeiten: Dr. GUNTER MÜLLER  
Magdalenenstr. 5, 4400 Münster

Copyright © 1983 by Kommission für Mundart- und Namenforschung  
Westfalen, Magdalenenstraße 5, 4400 Münster

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die des Nachdrucks, der fotomechanischen oder tontechnischen Wiedergabe und der Übersetzung. Ohne schriftliche Zustimmung des Verlages ist es auch nicht gestattet, aus diesem urheberrechtlich geschützten Werk einzelne Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder mittels aller Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien zu verbreiten und zu vervielfältigen. Ausgenommen sind die in den §§ 53 und 54 URG genannten Sonderfälle.

Printed in Germany

Aschendorffsche Buchdruckerei, Münster Westfalen, 1983

ISSN 0078-0545

Inhalt des 22. Bandes (1982)

Hartmut BECKERS	Zum Wandel der Erscheinungsformen der deutschen Schreib- und Literatursprache Norddeutschlands im ausgehenden Hoch- und beginnenden Spätmittelalter (rund 1170 - rund 1350) .....	1
Gregor BRINKMANN	Zu den Illustrationen in den deutschen <i>Ulenspiegel</i> -Drucken des 16. Jahrhunderts .....	41
Brigitte DERENDORF	Der Wolfenbütteler Druck des <i>Reynke de vos</i> und Gottscheds hochdeutsche Bearbeitung <i>Reineke der Fuchs</i> .....	65
Claus SCHUPPENHAUER	Hermann Claudius <i>Mank Muern</i> . Ein Kapitel von niederdeutscher Ideologie und ihren Folgen ....	103
Katrin JÜNEMANN	Das Verhältnis von Hochsprache und Dialekt in Thomas Manns Roman <i>Buddenbrooks</i> ...	129
Bernhard SCHNELL	Zur Einwirkung des Niederdeutschen auf die lateinische Orthographie des 15. Jahrhunderts am Beispiel des 'Vocabularius Ex quo' .....	145

Claus Schuppenhauer, Bremen

## HERMANN CLAUDIUS *MANK MUERN*

Ein Kapitel von niederdeutscher Ideologie und ihren Folgen

1. Geht es um Hermann Claudius, sind sich mindestens die Beobachter der niederdeutschen Literatur seit eh und je einig. Da ist keiner, der eine Ausnahme macht oder auch nur Bedenken anmeldet: Alle weisen sie ihm einen Ehrenplatz in der Galerie der bedeutenden niederdeutschen Dichter an. Diese Entscheidung gründen sie so gut wie ausschließlich auf die Betrachtung jener Gedichte, die unter dem Titel *Mank Muern* 1912 zuerst erschienen sind. Und bei dieser Betrachtung fördern sie - mit nur geringen Nuancen - seit 70 Jahren immer gleiche Erkenntnisse, Deutungen und Wertungen zutage.

Solche Einmütigkeit muß nachgerade Staunen erregen. Wenn irgendwo, dann pflegen sich Unterschiede in Temperament, Wissen und Weltanschauung doch dort zu zeigen, wo Literarisches zu wägen ist. Überdies mögen die Zeitläufte, von denen hier zu reden ist, zu allem verlocken - gewiß aber nicht dazu, daß man unbeirrt an Meinungen festhält, die schon zu Kaisers Zeiten gegolten haben. Eine nähere Prüfung ist also wohl angebracht.

2.1. Zunächst mögen ausführliche Zitate aus zwei frühen Besprechungen einen Eindruck davon geben, wie die zeitgenössischen Kritiker Claudius' Erstling von 1912 aufgenommen haben. Da schreibt etwa Rudolf Werner in der Zeitschrift der Hamburger Vereinigung "Quickborn" voller Begeisterung:

Ein wundervolles Buch! (...) Es ist die Welt, die "mank Muern", das heißt, zwischen kahlen, schmutzig-grauen Häusermauern und qualmenden Fabrikschornsteinen versteckt liegt, versteckt vor den Augen der meisten wohlhabenden, feingebildeten Menschen. Wenn sich einer von ihnen einmal in diese Welt verirrt, so macht er schleunigst, daß er wieder hinauskommt, denn sie beleidigt sein ästhetisches Gefühl, er findet sie unschön, greulich, poesielos. Ist sie das wirklich? (...) laßt euch die Augen auftun von dem Dichter (...). Und dabei ist Claudius durchaus ehrlich, er färbt nicht schön, nennt jedes Ding (...) beim rechten Namen; aber er wittert mit untrüglichem Spürsinn das Schöne heraus und wär's noch so tief unter Dreck und Lumpen und Gerümpel verborgen. Er belauscht im Hinterhaus (...) das Mutterglück der Frau des versoffenen Arbeiters, er ahnt mit den spielenden Kindern

auf der Straße trotz Wagenlärm und grellem Laternenlicht das Nahen des Frühlings (...).

Und alles lebt in den Gedichten! Manche wirken wie Federzeichnungen. Mit wenigen, aber sicheren Strichen sind da typische Gestalten hingeworfen (...). Auch an Humor fehlt es dem Buche nicht; er überwiegt wohl sogar (...). Aber hie und da klingt in die humoristische Stimmung ein tieferster Unterton hinein, und in vielen Gedichten herrscht er allein. Denn auch über den schmutzigen, starren Mauern des Fabrikviertels brütet unerbittlich ein gewaltiges Schicksal. Der Alltagsmensch merkt es gar nicht, die Armen, die unter dem Druck der täglichen Frone dahinleben, ahnen es nur zuzeiten, der Dichter aber schaut es, ihm verkörpert es sich zum Beispiel in dem protzig sich aufreckenden Fabrikshornstein, der den Tausenden, die zu seinen Füßen tagaus tagein arbeiten, das rote Blut aus den Wangen saugt und sich so seinen runden Bauch anmästet. So gewinnt auch das Unbeseelte Seele und lebendigen Willen. Einzelne von den Gedichten dieser Art umfassen den Leser unwiderstehlich mit einer geheimnisvollen Märchenstimmung (...).

Ganz entzückend sind die Kindergedichte. Wie fein beobachtet da der Dichter! Wie ist er selbst mit seinem Herzen dabei! (...)

Überhaupt scheint mir die zutrauliche Herzlichkeit, mit der Hermann Claudius sich in das eng begrenzte Leben der kleinen Leute versenkt, als ob er zu ihnen gehörte, das verwandtschaftliche Band zu sein, das ihn mit seinem Großvater (richtig: Urgroßvater, C.S.) Matthias verknüpft<sup>1</sup>.

Auch der Kritiker des Kieler Blattes *Die Heimat*, Heinrich Lund, denkt beim Namen Claudius sofort an die "ländliche(n) Friedensbilder" des alten Matthias; er fühlt sich - Arno Holzens naturalistische Programmverse indirekt zitierend - in die schöne Zeit zurückversetzt, "als noch nicht der schrille Pfiff der Dampfsirene den sanften Gesang der Nachtigall brutal übertönte". Dann freilich fährt er fort:

Von solch sanftem Klange merkt man in dem Buche des modernen Dichters (...) recht wenig; hier tönen trotz der plattdeutschen Sprache durchaus moderne Melodien (...). "Mank Muern" spinnt es sich ab, das Leben des großen schwarzen Heeres, das in der Frühe aus den Türen hervorströmt und den Fabriken, Werften und Ladeplätzen zueilt. (...)

---

1 Mitteilungen aus dem Quickborn 6 (1912/13) 38-39.

Nun kommt der lange, schwere Arbeitstag. Wir sehen sie vor uns, alle, die Tag für Tag in saurer Arbeit ihr Brot verdienen müssen: (...)

Aber auch die lauten und stillen Freuden lernen wir kennen, die dem Großstädter blühen, dem "Jungvolk" im "Danzsalon" und "achtern Hollerbusch", dem Mann in seinem Gärtchen (...). Und wenn der Frühling kommt, dann geht er wohl einmal am Sonntagmorgen hinaus auf die Heide und hört dort die erste Lerche (...).

Viel besser kennt er aber die Straßenmusik und die Lieder der Großstadtkinder (...). Der Dichter kennt das Glück der Großstadtleute, er kennt auch ihr Leid. Ob er sie nicht im Grunde bedauert? (...)

Das sind Klänge aus dem Büchlein (...). Heimatklänge sind's alle, denn für eine große Schar unserer Volksgenossen ist nun einmal die Großstadt der Heimatboden. Und wer wollte sich nicht freuen, wenn auch ihnen die Umwelt verklärt wird! (...) Ich habe manches Gedicht gelesen, das auf dem Asphalt-pflaster entstanden war, selten mit ungetrübtem Genuß, oft mit Widerwillen: um so mehr habe ich mich gefreut, in diesem Bändchen ausgesprochener Großstadtgedichte so viel gesunde, bodenständige Poesie zu finden. (...) <sup>2</sup>

2.2. Die beiden Besprechungen lassen klar erkennen, welche Gedanken sich bei erster Lektüre des Buches anboten. Neben sie sei nun zum Vergleich das Bild gestellt, das die Verfasser von Übersichten über die niederdeutsche Literatur von Claudius und seiner Leistung entwerfen. Der Kürze und Deutlichkeit wegen gebe ich es in der Form einer Zusammenschau wieder, die die Einzelbeobachtungen aller Literarhistoriker geordnet vorführt. Sie beruht auf den einschlägigen Passagen in acht derartigen Abrissen; deren Erscheinungstermine verteilen sich ziemlich gleichmäßig auf die Jahrzehnte seit 1912<sup>3</sup>. Danach ist Claudius' Werk so zu kennzeichnen:

<sup>2</sup> Die Heimat (Kiel) 22 (1912) 262-263.

<sup>3</sup> Vgl. (A =) H.K.A. KRUGER, *Geschichte der niederdeutschen oder platt-deutschen Literatur vom Heliand bis zur Gegenwart*, Schwerin 1913; (B =) W. STAMMLER, *Geschichte der niederdeutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart*, Leipzig Berlin 1920; (C =) C. BORCHLING, *Die niederdeutsche Lyrik in ihrer geschichtlichen Entwicklung*, in: *Hausbuch niederdeutscher Lyrik*, hrg. v. A. JANSSEN - J. SCHRAPEL, München 1926, S.7-22; (D =) C. BORCHLING, *Die niederdeutsche Literatur im 20. Jahrhundert, II: Die Versdichtung*, in: *Tausend Jahre Plattdeutsch*, Bd.2: *Proben niederdeutscher Sprache und Dichtung von 1900 bis zur Gegenwart*, hrg. v. C. BORCHLING - H. QUISTORF, Glückstadt 1929, S. 13-38; (E =) H. TESKE, *Die niederdeutsche Dichtung seit Klaus Groth*,

Er sprengt, neben Robert Garbe und August Seemann, die "engen Grenzen der Heimatkunst", vollzieht die "Abkehr von der volkstümlich verankerten Lyrik Klaus Groths". Stattdessen will er "absolute Poesie, Problemdichtung in niederdeutscher Sprache, schaffen" (C 21). "Neue leitende Ideen in der Kunst", die dem "Menschentum" gelten, nimmt er auf (B 122); "die moderne Entwicklung in Industrie und Großstadt" (D 32) mit ihren "modernen Problemen" (A 145) ist ihm Anlaß, "das Stoffgebiet der nnd. Lyrik" um "die Großstadt, den Hamburger Hafen, die Fabrik, den Proletarier" zu erweitern (G 2430). Dabei ist er kein "Theoretiker" (C 21), geschweige denn ein "verdediger van een of ander programma", ein "partijdichter" (F 73). Er "reflektiert" nicht einmal, "sucht auch keine weltanschaulichen Hintergründe darzustellen" (G 2430). Vielmehr ist er schlicht "een levend mensch, met een warm hart" (F 73), dem "Menschenliebe, Weltliebe (...) das Leitmotiv" abgibt (B 124) und der in "naive(r) Lebendigkeit des Fühlens" (D 32) die "Seele der Stadt", den "Zweck des Daseins, der Arbeit" zu ergründen strebt (B 124) - mehr oder weniger durch pure Schilderung dessen, "was er sieht und hört" (G 2430).

Im einzelnen geht er "vom Problem der Großstadt" aus (C 21); indes "bejaht" er sie "und ihre neuen Formen rückhaltslos" (D 32). Sein geschichtliches Verdienst ist deshalb mit "Einbeziehung der Großstadt (...) in die nnd. Dichtung" (H 511) nur unzureichend beschrieben. Er hat vielmehr "die Lyrik in die Mauern der Großstadt verpflanzt" (E 176; vgl. F 71), hat - genauer - deren "Schönheit" und "Poesie" erst "entdeckt" (B 123; vgl. D 32). Und so "zeichnet" er nicht allein "mit sicherem Griffel (...) die Straße und den Hafen" (A 147), formt nicht einfach Gesehenes zu vielen "Bildern" (G 2430), sondern "singt von der Stadt, von den Mauern, den steinernen Strassen, den Fabriken, dem Hafen" (E 176; vgl. F 71/72, B 123), "singt" eben das "Lied" der Großstadt (C 21). Sie freilich wird ihm vorzugsweise am Beispiel Hamburgs konkret faßbar (A 147, B 123, H 511). Da die Großstadt zuvörderst Lebenswelt von Menschen ist, kann dies alles "nur mit einem guten Einschub sozialer Gesinnung geschehen" (D 32). Der auf Schilderung des Gesehenen und Gehörten bedachte Autor schließt die Augen nicht ausgerechnet "voor de ellende welke hij ziet" (F 73); "soziales Denken hindert ihn, an den Gruppen der

---

DE VLAG. Zeitschrift der Deutsch-Vlämischen Arbeitsgemeinschaft 1 (1937) 160-178; (F =) H. TESKE, *De Nederduitsche Literatuur*, Brussel 1942; (G =) G. CORDES, *Niederdeutsche Mundartliteratur*, in: *Deutsche Philologie im Aufriß*, 2. Aufl., Bd. 2, Berlin 1960, Sp. 2405-2444; (H =) W. KROGMANN, *Die niederdeutsche Literatur*, in: *Die Literaturen der Welt in ihrer mündlichen und schriftlichen Überlieferung*, hrg. v. W. VON EINSIEDEL, Zürich 1964, S. 531-541. - Die Zitate werden im Text mit Buchstabensigle und Seiten- bzw. Spaltenzahl nachgewiesen.

Arbeiter, der Streikenden, der Proletarierkinder achtlos vorbeizugehen" (B 123). Sein entscheidender Beweggrund dabei ist "ein tiefes menschliches Mitgefühl mit diesen einfachen Menschen" (G 2430). Diese Anteilnahme (F 72), diese allgegenwärtige "innige Liebe" (F 74) erlaubt ihm, die Großstädter "mit eindringlicher Schärfe" darzustellen (C 21), die Großstadtwelt insgesamt zu sehen "im Leben der Armen und Ärmsten, (...) der Hinterhausbewohner oder Kellermieter" (G 2430) - ohne darüber "wehleidig oder gar pessimistisch" zu werden (D 32). Mehr noch: Dies Gefühl, das sich mit "Humor" paart (C 21, D 32), befähigt ihn geradezu, nach der "Schönheit der ruhelosen Arbeit und der un-scheinbaren, alltäglichen Menschen" zu suchen (E 176). Und so vermag er zu zeigen, "daß hier (...) wie überall anders menschliche Herzen unter der ärmlichen oder ungeschickten Hülle schlagen" (G 2430).

Seine Fähigkeit, "naast de donkere beelden ook tot in het kleinste nog eenig licht en zonneshijn (...) te ontdekken" (F 73), beweist Claudius etwa, wenn er "aus der grauen Masse der Fabrik- oder Hafenarbeiter einen einzelnen in ein freundlicheres Bild herauszuheben" bemüht ist (G 2431), wenn er "als friedliche Insel im Gewoge der Großstadt (...) sein Heim", sein "Familienleben" auftauchen läßt (A 148) etc. Vor allem aber weiß er "das Glück, das (...) auch diese trostlose Welt am schönsten verklärt", in seinen Kindergedichten einzufangen (G 2431).

Aufs Ganze gesehen, darf Claudius als "ein bodenständiger Dichter" gelten (A 148), der "mit beiden Füßen (...) auf der menschenbewohnten Erde" steht (B 123). Er "hat sich, vor allem in seinen ersten plattdeutschen Gedichten, noch ein gut Teil schlichter Volkstümlichkeit bewahrt" (C 21; vgl. D 32); und sein "naiv-volkstümlicher Ton" hat ihm folgerichtig "den Weg zum 'Volke' geöffnet" (G 2430).

2.3. Das gutenteils wörtlich ausgebreitete Material verrät auf den ersten Blick, wie sehr sich die Ergebnisse ähneln, zu denen die Beschäftigung mit Claudius geführt hat. Zugleich läßt es erkennen, wo die Ursachen solcher Einhelligkeit von Befunden und Wertungen zu suchen sind. Daß mehrere Betrachter zu verschiedenen Zeiten einen Text oder Autor übereinstimmend beurteilen, ist zwar recht unwahrscheinlich, aber doch noch denkbar. Man braucht ja nur anzunehmen, der Text oder der ganze literaturgeschichtliche Zusammenhang sei so beschaffen, daß er allein bestimmte Schlüsse erlaubt - unabhängig davon, von welchem Standpunkt aus man ihn ansieht. Der Hinweis auf eine so ideale Sachlage reicht indes zur Erklärung nicht mehr aus, wenn sich die Schlüsse bis in Einzelheiten der Begründung und gar des Ausdrucks hinein decken. Spätestens dann ist im Gegenteil zwingend zu folgern, daß die Gleichförmigkeit der Äußerungen weniger von der Sache als von den Personen abhängt. Voraussetzen können wir wohl, daß wir es hier nicht einfach mit ständigen

Wiederholungen einmal formulierter Erkenntnisse zu tun haben. Dann bleibt nur mehr die Vermutung, alle Kritiker hätten sich dem Claudius'schen Werk mit ähnlichen Erwartungen, An- und Absichten genähert und die so vorgeprägte Haltung - mag man sie ein förmliches Welt- und Literaturverständnis nennen oder nicht - hätte ihnen eben nur begrenzte Erkenntnismöglichkeiten eröffnet. Mit anderen Worten hieße das, die Kritiker seien samt und sonders in gleichen Vorurteilen befangen gewesen. Das müßten freilich ganz besondere Vorurteile sein, solche, die irgendwie speziell mit dem Niederdeutschen zu tun haben. Andere nämlich wären kaum über die Wechselfälle der Zeiten hinweg unbeschadet erhalten geblieben.

3.1. Auffälligstes Kennzeichen des gängigen Claudius-Bildes ist eine tiefgreifende, allgegenwärtige Widersprüchlichkeit. Einerseits wird mit dem Brustton der Überzeugung behauptet, ja geradezu verkündet, das große Verdienst des Autors Claudius sei das eines Neuerers. Er habe die ausgetretenen Pfade der herkömmlichen niederdeutschen Lyrik verlassen und deren Themenbereich um ausgesprochen moderne Elemente - Großstadt, Industrie, Proletariertum - erweitert. Andererseits ist, wo es um die Texte selbst geht, um Ausdruckshaltung, technische Mittel und ihnen zugrundeliegende Absichten, dauernd von höchst traditionellen Kategorien und Befunden die Rede. Stück für Stück wird so der allgemeine Neuheitsanspruch relativiert bzw. ganz zurückgenommen.

Solche Zwiespältigkeit ist aus den angeführten Zitaten in Hülle und Fülle zu belegen. Hier sei zur Verdeutlichung nur ein Beispiel wiederholt. Conrad Borchling, einer der ganz Großen in der Wissenschaft vom Niederdeutschen, rechnet Claudius etwa einer Gruppe von Nur-Lyrikern zu und schreibt über die:

Ihnen allen gemeinsam ist die entschiedene Abkehr von der volkstümlich verankerten Lyrik Klaus Groths. Sie streben über die engen Grenzen der Heimatkunst hinaus und wollen absolute Poesie, Problemichtung in niederdeutscher Sprache, schaffen. Hermann *Claudius*, der Urenkel des Wandsbeker Boten, geht vom Problem der Großstadt aus; ihr Lied singt er, ihre Menschen stellt er mit eindringlicher Schärfe und flottem Humor dar. Er ist am wenigsten Theoretiker von den Männern dieser Gruppe und hat sich, vor allem in seinen ersten plattdeutschen Gedichten, noch ein gut Teil schlichter Volkstümlichkeit bewahrt<sup>4</sup>.

An anderer Stelle ergänzt Borchling noch, Claudius "bejah(e) die Großstadt und ihre neuen Formen rückhaltslos", und bei ihrer

4 BORCHLING, *Die niederdeutsche Lyrik* (wie Anm.3) S.21.

Schilderung komme ihm "sein goldner Humor und eine naive Lebendigkeit des Fühlens" trefflich zustatten<sup>5</sup>.

Bringt man nun diese Beobachtungen in die richtige, d.h. die Zusammengehörigkeit jeweils betonende Reihenfolge, so wird klar, wie fahrlässig Borchling mit der Logik umgesprungen ist: Der bewußten Abkehr von der üblichen Volkstümlichkeit steht gleichzeitiges Bewahren von Volkstümlichkeit doch wohl schier entgegen; Problemkenntnis und gar -suche ist mit geringer Fähigkeit oder Neigung zur Theorie schwerlich, mit hilfweisem Einsatz naiver Gefühle überhaupt nicht zu vereinbaren; und daß Probleme durch pures Bejahren und Besingen, durch optisches Erfassen und humorgetöntes Abmalen der Realitäten auch nur halbwegs angemessen zu bewältigen seien, wäre eine höchst staunenswerte Offenbarung.

3.2. Niemand wird Äußerungen, in denen sich Ungereimtes und Widersinniges dermaßen häuft, für aufschlußreich oder vertrauenswürdig halten wollen. Also müssen, da die Urteile aller Betrachter ähnlich ausgefallen sind, die Gedichte der Sammlung *Mank Muern* dringend neu befragt werden. Indes wäre mit einer anderen, womöglich 'richtigeren' Interpretation zwar viel, aber keineswegs alles erreicht. Dunkel bliebe nämlich nach wie vor, wie es zu einer die Generationen überdauernden Kontinuität gleicher Urteilsmängel kommen konnte.

Strikt genommen, lassen uns die vorhandenen Würdigungen in ihrer Zwiespältigkeit ja nur die Wahl zwischen zwei Annahmen: Entweder ist Claudius gescheitert, weil er das Neue, Problematische zwar wollte, jedoch nicht in passende Formen zu bannen vermochte - oder die Kritiker und Literarhistoriker sind gescheitert und haben uns sein Tun falsch beschrieben. Dabei wäre nicht einmal auszuschließen, daß sie seine Absichten wie seine Schreibart sehr wohl verstanden haben. Die Tatsache, daß sie ihn allgemein als Neuerer preisen, während sie die Eigenart seiner Gedichte mit altbackenen Vokabeln und Wendungen bedenken, wäre an sich ja leicht auf objektive Zwänge zurückzuführen. Aus der Geschichte der Literaturkritik kennen wir doch die Erscheinung, daß wirklich Neues zunächst mehr vage geahnt denn begriffen und treffend bezeichnet wird. Auf unseren Fall angewandt hieße das, die Betrachter hätten am Band *Mank Muern* Ungewohntes und Erregendes empfunden, ohne es sofort klar benennen zu können. Sie hätten vielmehr zu den Kategorien greifen müssen, die an der vertrauten niederdeutschen Lyrik entwickelt worden waren, und mit denen hätten sie notgedrungen das Neue verschleiert statt bloßgelegt. Dazu würde auch passen, daß sogar das allgemeine Lob auf Claudius' Pioniertat in verschwommene, uralt-ästhetizistische Formeln gekleidet wird: Er

---

5 BORCHLING, *Die niederdeutsche Literatur* (wie Anm.3) S.32.

habe "die Lyrik in die Mauern der Großstadt verpflanzt"<sup>6</sup>, deren "Schönheit (...) entdeckt"<sup>7</sup> usw.

Vor dem Phänomen der Dauer allerdings versagt diese Theorie. Neues pflegt nun einmal nicht über ein halbes Jahrhundert hinweg neu zu bleiben. So mag man vielleicht den frühen Rezensenten und Wissenschaftlern zubilligen, sie seien aus sachlichen Gründen unfähig gewesen, das Ungewöhnliche Claudiusscher Lyrik präzise beim Namen zu nennen. Für die, die in den dreißiger, vierziger und fünfziger Jahren schrieben, gilt das aber keineswegs mehr. Ihr Festhalten an traditionellen Sichtweisen und Maßstäben muß im Gegenteil auf einem Willensakt beruhen, genauer: auf einem Willensakt, der längst zur Selbstverständlichkeit erstarrt war. Und danach drängt sich unabweisbar der Verdacht auf, solch Traditionalismus habe die Claudius-Rezeption schon von allem Anfang an beherrscht.

4.1. Offenkundig ist man, bei Claudius wie bei vielen anderen, jahrzehntelang nach dem Motto verfahren, Neues solle schon sein, doch beileibe nicht zuviel. So wollte man gern darüber frohlocken, daß Claudius so moderne Themen wie Großstadtleben und Industriearbeit niederdeutsch zu gestalten wagte. Das konnte ja für die Ausdruckskraft des Niederdeutschen zeugen und diene somit der höheren Ehre der niederdeutschen Literatur überhaupt. Dennoch wollte das Unbehagen vor dem Fortschritt, der sich da anbahnte, von Beginn an nicht weichen.

Der tiefere Grund dieses Unbehagens ist an den Äußerungen über Claudius leider nur schwer abzulesen. Er wird da nirgends direkt genannt. Man müßte deshalb all die vielen "Ja, aber"-Formulierungen darauf abklopfen, welche Wertmaßstäbe sich hinter ihnen verbergen. Leichter und schneller kommt man ans Ziel, wenn man sich den Dingen auf einem Umweg nähert. Es hat ja damals eine Reihe von Autoren gegeben, die sich weiter und entschiedener als Claudius von der bis dahin üblichen Richtung der niederdeutschen Lyrik entfernten, die vielleicht auch angreifbarer waren als er, weil sie mit geringerer künstlerischer Kraft ans Werk gingen. Sie wurden zwangsläufig von der vollen Wucht ideologischer Voreingenommenheit getroffen.

Borchling selbst bringt uns auf die richtige Spur. An einer Stelle leitet er nämlich einen Abschnitt über die Literaten, die sich mit Industrie und Großstadt befaßten, mit einem wahren *Kassandra-Ruf* ein:

War der Krieg ein unerwartetes, ganz elementar wirkendes Ereignis, so ist die moderne Entwicklung in Industrie und Großstadt ein langsam heranziehendes Verhängnis, das die

6 TESKE, *Die niederdeutsche Dichtung* (wie Anm.3) S.176.

7 STAMMLER (wie Anm.3) S.123.

primitiven Lebensbedingungen der niederdeutschen Dichtung, wenigstens in ihrer volkstümlichen Form, zu vernichten droht<sup>8</sup>.

Mit aller wünschenswerten Klarheit sagt Borchling hier, daß das Lob für die Hinwendung zu Gegenwart und Modernität ein reines Lippenbekenntnis war. Im Grunde war er, waren die maßgebenden Kritiker und Wissenschaftler mit und nach ihm fest überzeugt, die Wirklichkeit modernen Lebens zerstöre die Existenz niederdeutscher Literatur. Die nämlich wachse im wesentlichen unter "primitiven" Bedingungen und sei in ihrer reinsten Form "volkstümlich".

Welche Gedankenwelt hinter solchen Schlüsselwörtern steht, zeigt im einzelnen eine Auseinandersetzung, die sich - glückliche Fügung - in Claudius' unmittelbarer Umgebung abspielte. Sie belegt auch, daß damals ein regelrechter Glaubenskrieg über das Wesen niederdeutscher Literatur und über deren künftige Entwicklung tobte. Und endlich wird noch dies sehr lehrreich deutlich: was geschieht, wenn die Fachwissenschaftler nicht mehr versuchen, jeweils zu verstehen und genau zu beschreiben, was die Autoren gemacht haben - sondern sich anmaßen, den Autoren vorzuschreiben, was sie machen dürfen.

4.2. Im Jahre 1910, kurz vor Mank Muern also, erschien bei Eugen Diederichs in Jena die Anthologie *Up sassisch Eer. Ut de nedderdütsh Lyrik von uns Daag*. Deren Herausgeber war John Eimers, doch erfüllte er nur einen Auftrag der "Nedderdütsh Sellshopp", jener 1906 von Robert Garbe gegründeten und ganz von ihm inspirierten Hamburger Gruppierung, die in Idealkonkurrenz zur Vereinigung "Quickborn" trat. Die Anthologie enthält drei Gedichte von Hermann Claudius; zwei davon wurden später in *Mank Muern* übernommen. Hinzu kommt, daß Claudius bereits seinerzeit in enge Beziehung zur "Nedderdütsh Sellshopp" gebracht wurde<sup>9</sup> und daß er seither von den Literaturgeschichtlern stets mit Garbe in einem Atemzug erwähnt wird. Danach kann als ausgemacht gelten, daß jede Meinung über die Sammlung *Up sassisch Eer* Bedeutung auch für die Bewertung Claudius' besitzt. Das um so eher, wenn der Urteilende in beiden Fällen derselbe ist.

Wie im Untertitel angedeutet und im Vorwort mehrfach bekräftigt, wollte der Garbe-Kreis mit dieser Anthologie eine Übersicht über das lyrische Schaffen der Gegenwart bieten. Die sollte freilich nicht einfach helfen, auch jüngste Texte im Volke bekannt zu machen. Vielmehr wollte man eine ganz bestimmte Richtung, ein auch theoretisches Programm vorstellen und nach Möglichkeit

8 BORCHLING, *Die niederdeutsche Literatur* (wie Anm. 3) S. 32.

9 Vgl. Mitteilungen aus dem Quickborn 4 (1910/11) 14.

durchsetzen. Der Herausgeber John Eimers notierte dazu recht selbstbewußt:

Düt Bouk magg wisen, dat de ninedderdütshe Lyrik dörchut nich eïnsidig iss. Sëi iss nich bloos folksdömlisch, sëi het ok Stimm' un Ton för modernes Weltföulen un Ringen. Dat sprikkt för er Entwikkelunk<sup>10</sup>.

Unüberhörbar wurde hier ein Anspruch auf Zeitgenossenschaft und Progressivität angemeldet. Zugleich wurde die Forderung nach Volkstümlichkeit alten Stils entschieden ihrer Allgemeingültigkeit beraubt. Und dieser durchaus ketzerische Gedanke wurde in einer Sprache vorgetragen, die in sich schon ein Stück Realisierung des Programms bedeutete: Sätze wie diese sind von denen, die niederdeutsche Sprachtypen exakt zu kennen glauben, noch allemal unniederdeutsch gescholten worden.

Dabei entsprachen diese Sätze, sowohl dem Inhalt als auch der Form nach, haargenau dem, was Garbe und einige andere in manchen Beiträgen zu dieser Anthologie praktizierten. Sie philosophierten in schwieriger Gedankenlyrik über Heimat und Fremde, Gott und Welt, Mensch und Natur. Selbst scheinbar einfachen alltäglichen Vorgängen und Zuständen legte man ein Quentchen Tiefsinn bei, und sei es gelegentlich mit verkrampften Worten und Bildern. Vor allem aber schien niemanden das Gewissen zu plagen, wenn er zu Abstrakta und Partizipien, zu Metaphern und Vergleichen griff, denen man bis dahin in niederdeutschen Gedichten selten, in hochdeutschen hingegen allenthalben begegnet war.

4.3.1. Wiederum war es Borchling, der die neue Anthologie als einer der ersten rezensierte, im Januar 1911 im Hamburger *Quickborn*. Er tat das sehr ausführlich und sachlich informativ, aber mit merklichem Mißfallen. Schon die zweiteilige Titelzeichnung von Ernst Schneider, auf dem Vorsatz links eine stilisierte Natur-, rechts auf dem Titel eine stilisierte Stadtlandschaft, reizte ihn zu Widerspruch: "Dem Bilde zur Linken gibt wenigstens das behäbig daliegende Sachsenhaus noch einen festen Ruhepunkt; wo der Künstler aber städtische Architektur zeichnen will, löst sich ihm alles in langweilige geometrische Konstruktion auf." Allein das verrät, bei welchen Themen und Gemütsregungen seine Vorlieben lagen. So kann es nicht wunder nehmen, daß er die Auswahl als einseitig rügte. Seine Zählung ergab ja nicht nur, daß hamburgische Dichter unverhältnismäßig zahlreich vertreten waren, sondern auch, daß die Mitglieder, besonders die Wortführer der "Nedderdütsch Sellshopp", den meisten Raum zu-

10 *Up sassisch Eer. Ut de nedderdütshe Lyrik von uns Daag, rutgëwen von J. EIMERS, Jena 1910, S.XI.*

gewiesen erhalten hatten. Natürlich war hier die Überregionalität nicht im entferntesten gewahrt; und ohne Zweifel war die Be-teuerung im Vorwort, die einzelnen Lyriker seien je nach ihrer Bedeutung zu Wort gekommen, eine "unbescheidene Behauptung". Indes wußte Borchling von vornherein, daß es den Männern um Robert Garbe mitnichten um objektive Dokumentation zu tun sei, daß sie mit dieser Veröffentlichung programmatisch-propagandistisch wirken wollten. Er selbst, wohlgemerkt, war ja nicht weniger parteiisch.

Zwar verstand er sich noch zu einer Höflichkeitsfloskel, wie man sie jeder größeren niederdeutschen Unternehmung zukommen läßt: dieser Band beweise, daß "auch die niederdeutsche Lyrik ihr Feld behauptet und verheißungsvoll treibt und grünt"; doch muß das eine Selbsttäuschung, wo nicht pure Spiegelfechterei gewesen sein. In Wahrheit war er so gut wie unfähig, wirklich einschneidende Fortentwicklungen der niederdeutschen Literatur überhaupt für möglich zu halten. Davon, daß er sie hätte unbeanstandet durchgehen lassen oder gar gutheißen wollen, kann erst recht keine Rede sein. Mit dem jedenfalls, was ihm hier an Neuem geboten wurde, mochte er sich nicht einmal bedingt anfreunden. Buchstäblich nichts wollte ihm ganz zusagen.

Auch den echt volkstümlichen Ton der besten Lieder des "Quickborns" finde ich hier nur ganz selten (...). Es ist viel Naturschilderung in dem Buche, aber wenig ist (...) abgeklärt (...). Überhaupt steckt noch viel Unrast und Unausgegorenes in dieser neuen niederdeutschen Lyrik (...). Häufiger ist es die reinste moderne Reflexionspoesie, der Humor wirkt gewaltsam, und oft genug ringen diese Dichter nur zu sehr mit der niederdeutschen Sprache und den ihr zu Gebote stehenden Ausdrucksmitteln. Gerade bei den Rufern im Streit, Garbe und Westerich, ist mir dieser bewußt moderne Zug am meisten aufgefallen<sup>11</sup>.

Verglichen mit dem Urteil über Claudius, das wenig später gesprochen wurde und das seither völlig unverändert gilt, war dies ein glatter Verriß. Gleichwohl ist die literaturtheoretische Basis, von der aus gewertet wurde, in beiden Fällen dieselbe. Hier wie dort bleibt die Anerkennung für das Neue, Originelle auf einige allgemeine - und damit wohlfeile - Worte beschränkt; hier wie dort werden dann die Texte selbst mit der Elle der Konvention gemessen. Als Kriterien dienen dabei jeweils Volkstümlichkeit, Liedhaftigkeit, Klarheit und Abgeklärtheit der Schilderung, Humor, Einfachheit der Diktion etc., und das ohne jeden Anflug von Zweifel.

---

11 Mitteilungen aus dem Quickborn 4 (1910/11) 64-66.

Wenn dennoch Claudius am Ende eine sehr gute Note zugebilligt erhält, während die Gedichte von *Up sassisch Eer* gutenteils als mangelhaft, ja als Ergebnisse einer Suche auf falschen Wegen abgetan werden, so hat das einen simplen Grund. Claudius war eben nie mit dem Anspruch aufgetreten, er wolle planvoll die Welt der niederdeutschen Lyrik verändern. Und sein Stil mag den oberflächlichen, schon gar den voreingenommenen Betrachter in der Tat trügerisch volkstümlich, einfach und naiv anmuten - quasi entschuldigende Formulierungen wie jene, er habe sich "noch ein gut Teil schlichter Volkstümlichkeit bewahrt", sind ja verräterisch häufig. Hingegen machten Garbe und seine Mitstreiter, bei *Up sassisch Eer* und auch sonst, kein Hehl aus ihrem Reformwillen. Sie verkündeten ihre Ziele im Gegenteil so ausdauernd wie eigensinnig, und sie schreckten in der Praxis nicht davor zurück, die Normen des thematisch und sprachlich Üblichen zu brechen.

Theoretisierenden Betrachtern vom Schlage Borchlings - und fast alle Fachwissenschaftler haben sich im Laufe der Zeit als solche entpuppt - konnte solch massives Drängen auf Erweiterung der Aussagemöglichkeiten schlechterdings nicht behagen. Sie wähten nämlich, die der niederdeutschen Sprache "zu Gebote stehenden Ausdrucksmittel" lägen ein- für allemal fest, Abweichungen seien nur in engem Rahmen erlaubt - zu allerletzt die in Richtung auf Modernität.

4.3.2. Von dieser Warte aus sah Borchling, zu Recht natürlich, hinter dem "bewußt moderne(n) Zug" speziell bei Garbe und Westerich sofort die "ganz prinzipiellen Anschauungen über Wesen und Wert der niederdeutschen Sprache und Dichtung" auftauchen. Also fühlte er sich zu einer ebenso grundsätzlichen Abwehr herausgefordert. Sie läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig:

Bisher galt als Hauptgebiet der niederdeutschen Lyrik das volkstümliche Lied, das sich eng an den heimatlichen Dialekt des Dichters anschloß und ihn selber in innigster Verbindung mit dem Denken und Fühlen seiner eigensten Heimat zeigte. Klaus Groths Quickborn ist das unerreichte Muster dieser niederdeutschen Heimatsdichtung: Groth hat wie kein anderer gewiesen, welche reichen, unerschöpflichen Töne der Dichter in dieser selbstgewählten Beschränkung dennoch anzuschlagen vermag. Für unsere neuesten niederdeutschen Lyriker aber genügt dieser Grothsche Standpunkt nicht mehr; für sie ist, nach Eimers' Worten (...), "de ninedderdütshe Lyrik nich bloos folksdömlich, sēi het ok Stimm un Ton f ö r m o d e r n e s W e l t f ö u l e n u n R i n g e n. (...)". Die Lyrik der Garbe, Westerich und ihrer nächsten Genossen ist solche moderne Reflexionslyrik, die nur in der Atmosphäre einer S c h r i f t s p r a c h e gedeihen kann. Statt nun aber lieber Hochdeutsch zu dichten, und nicht unserer traulichen Volkssprache mühsam ihre komplizierten Empfindungen und

Gedanken abzuquälen, schlagen die Männer um Robert Garbe gerade den verkehrtesten Weg ein: sie erfinden einfach eine neue niederdeutsche Schriftsprache! Robert Garbe hat diese unsäglich mühevoll, und doch so unfruchtbare Arbeit geleistet; und in diese von Garbe konstruierte niederdeutsche Normalsprache und Normalorthographie hat auch Eimers alle (...) Gedichte ohne Ausnahme übertragen. Verschwunden ist die bunte Vielgestaltigkeit dieser Lieder; sie alle haben statt ihres schmuck sitzenden heimatlichen Gewandes den unbequemen Bratenrock der neuen Schriftsprache anziehen müssen. Gewiß kann einem ab und an auch in der Schriftsprache einmal ein nettes Volkslied gelingen, aber seine volle Frische entfaltet das Volkslied doch erst in der lebendigen Mundart (...). Legen wir unsere Gedanken und Gefühle über "modernes Weltföulen un Ringen" getrost noch eine Weile in hochdeutscher Sprache nieder, und bewahren wir unserer niederdeutschen Muttersprache die trauliche Enge des heimischen Hofes und Herdes und ihre festen Wurzeln in der Heimaterde<sup>12</sup>.

4.4. Höchst selten nur hat ein Vertreter unseres Faches so unverhohlen und bündig ausgesprochen, mit welcher unangemessener, weil zutiefst ideologischer Disposition er sich der niederdeutschen Literatur näherte. In der Regel muß man die Ideologie erst mühsam bloßlegen, muß fertige Einzelurteile auf die ihnen zugrundeliegenden Theoreme abklopfen<sup>13</sup>. Ob aber so oder so gewonnen, die Erkenntnis ist letztlich dieselbe: Die Rezeption niederdeutscher Literatur hat durch die Zeiten ganz unter dem Eindruck, wo nicht unter der Herrschaft des Glaubens gestanden, daß diese Literatursorte in allen Belangen 'heimatlich-traulich' zu sein habe, daß sie vor allem in 'mundartlicher' Diktion geschrieben sein müsse. Schienen diese Forderungen, aus welcher Sicht auch immer, einmal nicht erfüllt, folgte prompt der Vorwurf unniederdeutschen Tuns - bis hin eben zu Borchlings kuriosem Rat, die Dichter sollten ihre komplizierteren Gedanken und Empfindungen "getrost noch eine Weile in hochdeutscher Sprache" abhandeln. Vor solch schierem Romantizismus hat die Wissenschaftlichkeit noch stets weichen müssen.

Mit mangelnder Spezialausbildung auf dem Felde der Literaturwissenschaft hat das erst zuallerletzt zu tun. Entscheidend war die Mißachtung von Fakten, Methoden und theoretischen Positionen, die sehr viel allgemeiner bekannt und gültig waren. Die unlängst von Dieter Stellmacher formulierte Tatsache, daß niederdeutsche Philologie "betrieben wurde und wird von Philologen

12 Ebd. S.66-67.

13 Zu diesem deduktiven Verfahren und seinen Ergebnissen vgl. C. SCHUPPENHAUER, *Niederdeutsche Literatur - Versuch einer Definition*, NdW 12 (1972) 16-34.

und Sprachhistorikern, von Namenforschern und Dialektgeographen"<sup>14</sup>, taugt deshalb nicht im mindesten zur Erklärung eines Verfahrens, wie es Borchling hier vorführt.

Daß eine Literatur durch Entwicklung oder aber gar nicht entsteht, daß literarische Strömungen kommen und gehen, war ihm nachweislich mehr als geläufig. Dennoch verleiht er der einen 'volkstümlichen' Richtung fast Ewigkeitswert und erhebt - anti-historisch wie nur je - deren ersten Vertreter sofort zum unerreichten Vorbild. Auf die Weise schiebt er auch gleich die empirischen Fakten beiseite, die seinem Credo Abbruch tun könnten. Das Prinzip der 'Volkstümlichkeit' war ja bereits im Streit zwischen Groth und Reuter fragwürdig geworden; es paßte nicht zweifelsfrei auf Groths "Quickborn" und war nicht einmal in dessen theoretischen Äußerungen ohne Widerspruch geblieben<sup>15</sup>. Trotz alledem tut Borchling so, als ließen sich die 60 Jahre lyrischer Versuche seither global auf diesen einen Nenner bringen.

Auf vollends abschüssige Bahn begibt sich aber Borchling mit dem, was er über die vermeintliche Schriftsprachlichkeit der Texte in *Up sassisch Eer* sagt. Erstens wußte er natürlich, daß sich niemand von heute auf morgen eine Schriftsprache in des Wortes wissenschaftlicher Bedeutung ausdenken und zurechtmachen kann. Nichtsdestoweniger rügt er Robert Garbe und seine Gesinnungsfreunde, als sei ihnen just dies Kunststück gelungen. Und da er sie nun einmal mit diesem tödlichen Vorwurf belegen will, kümmert ihn die Wirklichkeit mit ihren Details wiederum nicht: Wohl hat Garbe oft vom Ziel einer niederdeutschen Einheitssprache für literarische Zwecke gesprochen und geschrieben, wohl zeigen einige Gedichte dieser Anthologie sprachliche Eigenheiten, die mit Mundart im landläufigen Sinne wenig mehr gemein haben; wohl hat endlich John Eimers alle aufgenommenen Beiträge in einheitliche Schreibung gebracht - indes kann überhaupt keine Rede davon sein, daß die ursprüngliche "Vielgestaltigkeit" der Lieder unter dem "unbequemen Bratenrock der neuen Schriftsprache" verschwunden sei. Ein einfacher Vergleich mit den andern-

14 D. STELLMACHER, *Niederdeutsch. Formen und Forschungen* (Reihe Germanistische Linguistik, 31), Tübingen 1981, S.118.

15 Mehr als einmal pocht Groth - für sich, mindestens aber für seine Nachfolger - auf das Recht, andere als bloß volkstümliche Literatur zu schreiben; so etwa im Vorwort zur 4. Aufl. des *Quickborn*: "Das Plattdeutsche (...) ist eine selbständige Sprache, die ebenbürtige (...) Schwester des Hochdeutschen. Sie hat für alle Töne der Menschenbrust den direkten Ausdruck, für einen ganzen Menschengestalt den artikulierten Leib (...). Und wir, wir Plattdeutsche, sind nicht etwa eine Abart von Volk, oder Klasse von Menschen, oder eine niedere Sphäre, denen man auch ihre Freude gönnt (...) - wir sind nicht eine naturwüchsige Kaste mit einer volkstümlichen Poesie; sondern wir haben ein ganzes Menschenherz im Leibe und einen vollen Atem in der Brust (...)." (K. GROTH, *Quickborn*, 22.-24. Aufl., Kiel Leipzig 1899, Reprint Leer 1975, S.X-XI).

orts abgedruckten, den vorgeblich volkstümlich-mundartlichen Originalfassungen läßt unschwer erkennen, daß sich die Vereinheitlichung so gut wie ausschließlich auf die Schreibung erstreckt. Die Veränderungen betreffen vorwiegend die phonetisch-phonologische Ebene; die Morphologie ist kaum, Lexik oder Syntax sind eigentlich gar nicht berührt. Zur Schriftsprachlichkeit, die Borchling so störend empfunden haben will, ist also in Wahrheit noch ein weiter Weg. Wäre sie aber gegeben, befände sich der vehemente Kritiker noch immer im Gegensatz zu einer Grundeinsicht der Sprachwissenschaft. Zwar gehört die Frage nach der 'reinen' oder 'echten' Mundart zum eisernen Bestand der Literaturkritik im Niederdeutschen, doch macht ständige Wiederholung die Frage nicht sinnvoller. Solange die Regel gilt, daß bestimmte Kommunikationssituationen bestimmte Formen sprachlichen Ausdrucks verlangen, wird man von literarischen Texten prinzipiell nicht ausgerechnet mundartlichen Duktus verlangen dürfen. Und jenseits der Absolutheit dieses Satzes muß einleuchten, daß die Sprache sich mit den zu gestaltenden Inhalten ändert, ja ändern muß.

Allerdings sieht das sogar Borchling. Nur folgert er daraus schlicht, man möge "modernes Weltföulen un Ringen" vorderhand in hochdeutsche Worte fassen. Mit diesem Eingriff in die Autonomie der Literatur und ihrer Schöpfer beweist er sozusagen abschließend, daß er den Boden jedweder Wissenschaftlichkeit verlassen hat. Er will nicht verstehen, beschreiben und einordnen, was die Anthologie enthält, sondern er will den Gang der niederdeutschen Literatur in seinem Sinne beeinflussen. Mit anderen Worten: Er spricht als Verfechter einer bestimmten Idee von niederdeutscher Sprache und Literatur, als parteiischer Ideologe.

5. Solche Parteilichkeit auch der Wissenschaftler hat im niederdeutschen Bereich eine lange Tradition, und natürlich hat das Ursachen. Seit das Niederdeutsche am Ausgang des Mittelalters den Status einer Schriftsprache verloren hatte und nach und nach die irgendwie offiziellen, überregionalen und kulturellen Kommunikationsfunktionen an das Hochdeutsche abtreten mußte, haftet ja allem niederdeutschen Schreiben ein Hauch von Exotik oder Demonstration an. Da liegt es dann nicht allein nahe, sondern wird zwingend erforderlich, solch Tun entweder im Einzelfall als zweckbedingte Ausnahme von der Regel oder allgemein als ein Tun sui generis zu präsentieren. Beide Sinngebungen haben im Laufe der Geschichte je ihre Zeit gehabt.

Solange die hochdeutsche Gemeinsprache einen mehr oder minder unantastbaren Wert darstellte, solange überhaupt die unteren Volksschichten im herrschenden Kulturverständnis nicht vorkamen, machte man sich die Polarität zwischen mundartlichem Niederdeutsch und kultursprachlichem Hochdeutsch einfach dadurch zunutze, daß man ihre Wirkung einkalkulierte: Bis ins 19.

Jahrhundert hinein galt das Niederdeutsche als vielseitig einsetzbares Stilmittel, als disponibles Instrument, das an sich schon die Abweichung von der Norm signalisiert<sup>16</sup>. Erst im Gefolge der Ideen Herders und der Romantik, die das 'Volk' und seine Lebensformen ins Blickfeld rückten, wuchs der Mundart und Mundartliteratur Eigenbedeutung zu. Und zwar sollte sie - gewonnen durch strikte, auf Antithetik bedachte Abgrenzung gegen alles Hochsprachliche - an Begriffe wie 'Volkstum', 'Landschaft', 'Ursprünglichkeit', 'Schlichtheit', 'Bildhaftigkeit' etc. gebunden sein. Unter diesem Vorzeichen entstand und entfaltete sich die niederdeutsche Literatur nach 1850 - und mit ihr ein so eindrucksvoller wie einseitiger Überbau lenkender Ideologie<sup>17</sup>.

Freilich ist von Beginn an umstritten gewesen, ob und inwieweit man diese Literatur auf das Gebiet des Mundartlich-Völkstümlichen festlegen dürfe. Die Autoren zumal haben sich in der Praxis nie zu derart rigoroser Selbstbeschränkung verstehen mögen. Nur die Liebhaber, Kritiker und Theoretiker haben sich stets gern auf diesen Standpunkt zurückgezogen. Die Annahme, das Niederdeutsche verfüge über prinzipiell andere Ausdrucksqualitäten, erschließe andere Bezirke der Literatur und Kultur als die hochdeutsche Standardsprache, schien ihnen nämlich handhabbare Kriterien für die Interpretation, Ordnung und Wertung zu bieten. Obendrein konnten sie aus ihr griffige Argumente für die propagandistische Rechtfertigung niederdeutscher Sprache und Literatur ableiten.

Dabei haben Groth und seine Zeitgenossen zwangsläufig, spätere Gesinnungsfreunde wie Borchling geflissentlich übersehen, daß die Entdeckung der Mundart und der mit ihr zusammenhängenden Werte eine durchaus zeitbedingte Angelegenheit war. Ihr liegt die Welt- und Kunstanschauung des nachromantischen Deutschland zugrunde, und die wiederum folgte, wie auch anders, aus der Deutung damaliger politischer, sozialer und ökonomischer Gegebenheiten. Demgemäß unterscheidet sich die entstehende niederdeutsche Literatur auf weite Strecken nicht sonderlich von der hochdeutschen. Eine regelrechte Kluft zwischen beiden, die durch Kategorien wie Regionalität, Heimatlichkeit und Völkstümlichkeit markiert würde, ist schon gar nicht zu entdecken. Genres wie der Bauernroman, die Dorfgeschichte, das idyllische Epos und die volksliedhafte Lyrik waren ja in der hochdeutschen Lite-

16 Vgl. A. RETTLER, *Niederdeutsche Literatur im Zeitalter des Barock* (Schriften der Volkskundlichen Kommission, 8), Münster 1949; C. SCHUPPENHAUER, "Dat was en vornaem Dood!" *Zu einem satirischen Nekrolog von 1745*, NdW 10 (1970) 44-60, bes. 56ff.

17 Vgl. die jahrzehntelangen Bemühungen um theoretische Grundlegung schon beim Begründer der neuniederdeutschen Literatur, K. GROTH, *Sämtliche Werke*, hrg. v. F. PAULY - I. BRAAK - R. MEHLEM, Bd.6, Flensburg Hamburg 1961, Neudruck Heide 1981.

ratur jener Zeit ungemein beliebt<sup>18</sup>. Ebenso wenig zeugt es für eine Sonderstellung, wenn die niederdeutschen Autoren mit ihren Kollegen aus halb Westeuropa in der Begeisterung für Robert Burns wetteiferten und sich überhaupt die übersetzerische Aneignung hochdeutscher und fremdsprachiger Texte angelegen sein ließen<sup>19</sup>.

Zeitbedingt wie sie nun einmal war, hat sich die Volkstumsideologie insgesamt dann auch rasch überlebt. Wenige Jahrzehnte nach Groth bereits begann sich die Meinung zu regen, diese Ideologie sei mit der Entwicklung der materiellen und geistigen Lebensumstände und -bedürfnisse nicht länger in Einklang zu bringen<sup>20</sup>. Die Heimatkunstabewegung hat den Prozeß der Ablösung von den Theoremen des 19. Jahrhunderts nur mehr verzögern, nicht jedoch aufhalten können.

6.1. Nach der Jahrhundertwende brach sich das Neue auch in der niederdeutschen Literatur Bahn. Die meisten Autoren blieben allerdings bei den althergebrachten Formen und Inhalten, sei es aus Unempfindlichkeit für die veränderten Realitäten, sei es aus naiver oder gar bewußter Traditionstreue - denn mit striktem Vorsatz muß gerechnet werden bei einem Tun, das von Anfang an ideologisch motiviert war. So waren es wenige, die sich von ihrem Lebensgefühl oder vom hochdeutschen Vorbild zum Bruch mit der Konvention bewegen ließen. August Seemann, Robert Garbe mit seinen Jüngern und Hermann Claudius sind hier vor allem zu nennen. Und ihnen fiel nun zu, den Aufbruch nicht nur dichterisch zu vollziehen, sondern auch den widerstrebenden Theoretikern zu erklären.

18 Vgl. F. SENGLE, *Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts, gesellschaftsgeschichtlich gesehen*, in: *Literatur. Sprache. Gesellschaft*, hrg. v. K. RÜDINGER (Deutsche Sprache und Literatur, 111), München 1970, S. 73-101; D. BRETT-EVANS, *Die regionale Literatur des 19. Jahrhunderts - ein soziologisches Phänomen?*, in: *Dichtung. Sprache. Gesellschaft. Akten des IV. Internationalen Germanisten-Kongresses 1970 in Princeton*, hrg. v. V. LANGE - H.-G. ROLOFF (Beihefte zum Jahrbuch für Internationale Germanistik, 1), Frankfurt 1971, S. 37-42.

19 Dokumentation und Analyse der Übersetzungs- und Aneignungsliteratur des 19. Jahrhunderts stehen noch aus; zur Burns-Rezeption vgl. H. KÄHLER-TIMM, *Der Einfluß der mundartlichen Lyrik Burns' auf Groth*, Klaus-Groth-Gesellschaft. Jahresgabe 22 (1980) 27-66; J. SCHÜTT, *Robert Burns "Tam o' Shanter" - Klaus Groth "Hans Schander". Ein Vergleich*, in: *Festschrift für G. Cordes zum 65. Geburtstag*, hrg. v. F. DEBUS - J. HARTIG, Bd. 1: *Literaturwissenschaft und Textedition*, Neumünster 1973, S. 186-200; C. SCHUPPENHAUER, *Robert Burns niederdeutsch. Hinweise auf eine vergessene Literaturtradition (I)*, Klaus-Groth-Gesellschaft. Jahresgabe 24 (1982), im Druck.

20 Vgl. die bei aller Einseitigkeit der Wertungen überzeugende Darstellung bei W. EMMERICH, *Zur Kritik der Volkstumsideologie* (edition suhrkamp, 502), Frankfurt 1971, bes. S. 56ff.

Insbesondere der streitbare und stark programmatisch denkende Robert Garbe hat den zünftigen Fachleuten manche Wahrheiten zu sagen gewußt. Sein Aufsatz *Wie steht es um die plattdeutsche Lyrik?*, erschienen 1917<sup>21</sup>, ist ihm geradezu zu einer Lektion geraten. Da ist vom geschichtlichen und theoretischen Nebeneinander zweier Sprachen und Literaturen die Rede, vom Zusammenhang zwischen Sprache und Denken, von der Ästhetik ebenso wie von der Stilistik und Kultursoziologie; es wird auf Tatsachen verwiesen und überhaupt so argumentiert, daß differenzierende Betrachtung über der Zuspitzung nicht zu kurz kommt. Conrad Borchling, dem mutmaßlichen Hauptadressaten dieser Philippika, müssen die Ohren geklungen haben. Nichts nämlich von dem, was dieser einflußreiche Wortführer der Traditionalisten vorgebracht hatte, blieb unwidersprochen.

Groths Volkstümlichkeit, schreibt Garbe, könne keineswegs als überzeitliches Muster gelten. Sie sei bloße Konsequenz, erstens der geschichtlichen Position Groths, zweitens seiner speziellen Absicht, "niederdeutsches Volksleben" zu gestalten. Mit einem Versuch, "das Gebiet der plattdeutschen Lyrik von vornherein umgrenzen (zu) wollen", habe das nichts zu tun. Anders gäbe es für die niederdeutsche Lyrik doch "keine Entwicklung; sie müßte bald im Epigonentum erstarren". Dafür aber dürfe man nicht Groth in Anspruch nehmen, "der selber (...) der Entwicklung (...) das Wort geredet hat! Nein, die Schuld trifft jene selber, die in der Enge ihres Gesichtskreises die Folgen ihrer Stellungnahme nicht sehen"<sup>22</sup>.

Der Kritik an 'unniederdeutschen' Gedanken und Gemütsregungen hält Garbe allgemein entgegen:

Der tiefste Gedanke, die eigenartigste Empfindung: ich kann sie erzeugen oder besitzen, ob ich nun der einen oder der anderen Sprache zugehöre, wenn ich nur selber tief und eigenartig genug bin. Das ist etwas so Selbstverständliches, daß man darüber eigentlich kein Wort sollte zu verlieren brauchen. Daß er dem Gedanken, der Empfindung aber mit den Mitteln seiner Sprache Ausdruck verleihe, das eben ist des Dichters Kunst, und darin besteht unsere Forderung an ihn<sup>23</sup>.

Für Borchlings halbherzigen Rat aber, die Dichter sollten Kompliziertes und Schwieriges wenigstens einstweilen noch dem Hochdeutschen anvertrauen, hat er zu Recht nur bissigen Spott übrig:

21 *Niedersachsenbuch. Ein Jahrbuch für niederdeutsche Art*, hrg. v. R. HERMES, 2. Jg., Hamburg 1918, S. 27-36.

22 Ebd. S. 28-29.

23 Ebd. S. 30.

"Eine Weile" sollen wir noch warten? Der Ausdruck ist wohl nicht ernst zu nehmen; denn warum soll die Freiheit der Entwicklung, wenn sie überhaupt einmal eintreten darf, nicht schon jetzt gestattet sein! Nein, es handelt sich hier ausgesprochenermaßen um vollständige Ablehnung neuer Wege. Die "trauliche Enge" wird dem ewigen All vorgezogen. Statt auf Zustimmung zur Erprobung bisher unbegangener Pfade (...) stoßen wir auf den Versuch künstlicher Einschnürung der plattdeutschen Lyrik<sup>24</sup>.

Der schroffen Abwehr jeglicher Beschränkung dient endlich eine Passage, die, verglichen mit der Enge und Zwiespältigkeit der gegnerischen Ideologie, von Vertrauen in die Ausdruckskraft des Niederdeutschen und von wohlgemäßem Zukunftsglauben nur so strotzt:

Plattdeutsch ist doch eine S p r a c h e! Die Sprache zudem eines geistig hochstehenden Volkes. Also kann auch, wer sie nur zu sprechen versteht, in ihr alles ausdrücken, was ihn bewegt. Wenn Groth sich für seine Generation noch damit begnügte, zu erklären: "Wir wollen etwas schaffen, was sich in der Schriftsprache nicht schaffen läßt", so können wir auf die Dauer nimmermehr dabei stehen bleiben, in diesen Worten für unsere Dichter eine Fessel zu sehen<sup>25</sup>.

6.2. Solch kämpferisches Prophetentum, solch Theoretisieren überhaupt ist Hermann Claudius' Sache nie gewesen. Er hat sich während seines ganzen langen Lebens darauf verlassen, daß seine Texte für sich sprechen würden. An dem Hin und Her, Pro und Contra, das den niederdeutschen Kulturbetrieb ausmacht, hat er sich schon gar nicht beteiligt. Und so ist einer der seltenen Beiträge, an denen das Literaturverständnis seiner Frühzeit abzulesen ist, von Selbstinterpretation und programmatischem Streben gleich weit entfernt. Es geht dabei nämlich um eine reine Gelegenheitsarbeit, geschrieben auf die Bemerkung eines Volkshochschülhörers hin, daß die niederdeutsche Literatur einer modernen Strömung wie dem Expressionismus wohl nicht mehr würde folgen können - wobei unklar bleibt und bleiben darf, ob es sich hier um einen wahren oder fingierten Anlaß handelt. Claudius antwortete darauf unter dem in der Geschichte der niederdeutschen Bewegung sonst unerhörten Titel *Plattdütsch un Expressionismus*<sup>26</sup>; und unerhört müssen die Ideologen der Volks-

24 Ebd. S. 31.

25 Ebd. S. 32; vgl. zu alledem das *Woord vörup* bei R. GARBE, *Upkwalm. Gedichten*, Hammborg 1921, S. 1-7.

26 Vgl. De Eekbom. Mändschrift för plattdütsch Sprak un Ärt 39 (1921) 20-21; vollständiger Abdruck jetzt bei C. SCHUPPENHAUER, *Plattddeutsche Klassiker 1850 - 1950. Wege zur niederdeutschen Literatur* (Schriften des Instituts für niederdeutsche Sprache. Reihe Dokumentation, 6), Leer 1982, im Druck.

tümlichkeit und Mundartlichkeit auch seine Meinungen gefunden haben.

Am Beginn steht, wie selbstverständlich, das Dekret: "Platt-dütsch is k e e n Dialektdichtung. Dat hett Klaus Groth all bewiest un na em all, de't ernst mit uns Modersprak meen'n." Von daher eröffnen sich dem niederdeutschen Autor alle Wege zu modernerer Ausdruckshaltung. Das einmal prinzipiell, besonders aber dann, wenn man z.B. den Expressionismus und sein Wesen so deutet:

Expressionismus is de Schrie vun binnen rut. He kennt blot en Dink: dat I c k . Hier liggt sin Gesetzen för Form un Stoff. (...) So ünnerscheden as de "Icks" sünd, so ünnerscheden is dat, wat Expressionismus heeten deit. Sin binnerst Kennteeken is bloot e e n Deel: W a h r h a f t i g k e i t g e g e n s i n I c k . (...) Friestigen Kunst, ut binnerst Belewen ahn Utkik op Book, Leser, Hörer, ja - sülm de Sprak, as se gemeenhen verstahn ward: dat is expressionistisch' Dichtung. Un dat Tosamenwewen vun all düs enkelten Icks, dat is Expressionismus as Weltgeföhl, as Kultur, as G l o w e n .

Wo alle von außen herangetragenen Erwartungen und Normen für belanglos erklärt werden, die Frage nach der Sprache eingeschlossen; wo allein das Dichter-Ich mit seinem Lebensgefühl Maß und Ziel setzt, da haftet dem Gedanken an expressionistische Dichtung auf Platt keinerlei Beigeschmack mehr an:

Un keen' dat as Dichter ut sick rut dörch't Nedderdütsche den Weg driwen deit int wide Weltföhlen rin, de bringt dat Recht, düssen Weg to gahn, ut sin eegen Wesen sülben mit sick. De höllt jüst so rein de Richt in den Expressionismus rin op s i n Art as de Hogdütsche op sin anner. (...) Mutt blot de Keerl kamen, de den Krink recken deit. Denn hebbt wi eenen Dag ok den p l a t t d ü t s c h e n Expressionismus.

Vor dieser letzten Konsequenz, der grenzenlosen Freiheit und Gleichberechtigung, schreckte Claudius nun freilich doch ein wenig zurück. Die herrschende Meinung kannte er ja auch. Deswegen fügte er noch eine Vorbehaltsklausel an: Das expressionistische Weltgeföhl nehme, nicht zuletzt im sprachlichen Bereich, wenig Rücksicht auf die konkrete Wirklichkeit. Es suche gerade das Allgemeine, Übermenschliche und Überdingliche einzufangen. Da gerate man also in die Gefahr, daß dem Niederdeutschen, das "veel mehr as dat Hochdütsche mit de Eer un ehr Dingen verwussen" sei, die Wurzeln abgeschnitten würden. Indes: "Int Letzt (...) kümmt dat jümmer o p d e n M i n s c h e n u n K ü n s t l e r an. Un a c h t e r her snacken is düttmal amenn klöker as den Propheten maken."

6.3. War es Bescheidenheit, daß Claudius hier von Prophetie sprach, als gehe es allein um potentielle Entwicklungen in der Zukunft; oder wußte er seine eigenen Texte wahrhaftig nicht recht einzuschätzen? Tatsächlich vertraten doch sowohl Garbe als auch er nur die Positionen im nachhinein, die sie in ihrer poetischen Praxis längst erreicht hatten. Garbe war bereits vor 1910 endgültig zu weltanschaulich-philosophisch schwieriger Gedankenlyrik vorgestoßen. Das beweisen nicht allein seine Beiträge zur 1910 publizierten Anthologie *Up sassisch Eer*, sondern nach Art und Zahl ausgeprägter noch die Gedichte der Sammlung *Upkwaln* von 1921. Laut Garbes Mitteilung im Vorwort stammen sie nämlich im wesentlichen aus der Zeit zwischen 1898 und 1910<sup>27</sup>. Claudius seinerseits hatte in *Mank Muern* 1912 Gedichte vorgelegt, die in Geist und Bildersprache unmittelbar expressionistischen Einfluß verraten. Das trifft vor allem für die Großstadt-Gedichte zu, wie überhaupt die Hinwendung zu just diesem Thema und das ganz spezifische Bemühen um Darstellung des Wesens der Stadt ohne den Expressionismus kaum zu denken sind<sup>28</sup>.

Es kennzeichnet ja gerade die Misere des kritisch-wissenschaftlichen Umgangs mit niederdeutscher Literatur, daß die Autoren die neuen Wege erst finden und gehen und dann auch noch als Wege zu erlaubten Zielen selbst rechtfertigen mußten. Und es kennzeichnet diese Misere vollends, daß sogar die wohlüberlegten Selbstinterpretationen nicht gefruchtet haben, bis heute nicht. Robert Garbe und seine Anhänger gelten den Betrachtern seit gut 70 Jahren als Männer, deren Eintreten für eine Ausweitung des quasi kanonisierten Bereichs niederdeutscher Literatur man zwar zu schätzen weiß, deren Produkte man aber schelten muß – eben weil sie die Grenzen des traditionellen Kanons durchbrechen. Sie seien leider zu weit gegangen, meinen die Historiker allesamt; so sicher sind sie ihrer normativen Theorie. Weniger merklich, aber darum noch nicht weniger unangemessen, wiederholt sich dies Verfahren in den Urteilen über Claudius, die eingangs zitiert und als widersprüchlich entlarvt sind: Man preist ihn als Neuerer, kleidet aber die Mitteilungen über das Was und Wie seiner Neuerungen in Worte, die sein Werk wieder in den Dunstkreis des Üblichen und Ideologiekonformen ziehen.

Daß man die deutlichen Spuren expressionistischen Einflusses in *Mank Muern* nicht gesehen hat, ist dabei nur eine, wenngleich

27 GARBE (wie Anm.25) S.1.

28 Vorläufige Einzelheiten dazu bei C. SCHUPPENHAUER, *Hermann Claudius. Auf der Höhe der Zeit – seinerzeit*, in: SCHUPPENHAUER (wie Anm.26). Mit dem Versuch, Claudius ganz aus naturalistischen Zusammenhängen zu erklären, greift Jörg Deuter stilgeschichtlich entschieden zu kurz, vgl. J. DEUTER, *Der Naturalist des Niederdeutschen – Hermann Claudius. Die Großstadtlieder "Mank Muern" entstanden vor siebzig Jahren*, Quickborn 66 (1976) 164–167.

symptomatische Kleinigkeit. Vermutlich wäre man auf sie aufmerksam geworden, wenn man den Aufsatz über *Plattdütsch un Expressionismus* gekannt hätte. Doch sind Zweifel daran erlaubt, daß man die Bedeutung dieses Einflusses hätte positiv würdigen wollen und können. Auch von den impressionistischen Elementen in Claudius' Frühwerk ist ja nicht oft die Rede, ebensowenig von den unverkennbar sozialistischen Ideen, die in *Mank Muern* und den folgenden Sammlungen zutage treten. Es ist ja eines, einen Autor ob seines Mitleids für die Armen, Geknechteten und Ausgebeuteten zu loben - ein anderes, ihn als einen scharfen Kritiker gesellschaftlicher Zustände und als einen Mann zu bezeichnen, der mit seinen dichterischen Mitteln am politischen Ringen der Nation teilnimmt. Eben das war aber Claudius über rund ein Vierteljahrhundert hinweg. Zwar zeigt er sich als Arbeiterdichter eher in seinem - ohnehin umfangreicheren - hochdeutschen Werk<sup>29</sup>, doch hat er sein politisches Engagement in den niederdeutschen Texten mitnichten verschwiegen.

Alles in allem genommen, lassen die bis heute gängigen Urteile über Claudius und seine Position in der niederdeutschen Literaturgeschichte so gut wie nichts ahnen von der ausgeprägten Zeitgenossenschaft im Literarischen und Politischen, die ihn wie sonst keinen unter den älteren Autoren charakterisiert. Und das heißt, daß man Claudius' persönliche Lebensleistung einerseits, das Gesamtbild der niederdeutschen Literatur andererseits um eine sehr entscheidende Nuance beraubt. Schuld daran ist eine Ideologie, die blind macht für alle Elemente jenseits der Grenze, die man um vermeintlich 'echt' Niederdeutsches gezogen hat.

7.1. Was Claudius persönlich anlangt, wiegt die verharmlosend-einseitige Bewertung des niederdeutschen Frühwerks besonders schwer. Ohnehin nämlich ist das Gesamtschaffen der ersten 25 Jahre mannigfachen Mißdeutungen ausgesetzt gewesen. So gewiß es eine Gnade ist, über 100 Jahre leben und gut und gern 80 Jahre dichterisch produktiv sein zu dürfen, so gewiß hat das seine Schattenseiten. Claudius ist ja nicht nur zu Beginn auf der Höhe seiner Zeit gewesen, er ist auch mit der Zeit gegangen. Als Mensch und als Literat hat er sich geändert, hat die Wechselfälle der Zeitläufte mitgestaltet und die Folgen mitgetragen<sup>30</sup>. Je länger aber sein Leben währte, je mehr Brüche er schreibend über-

29 Zu seiner Rolle in der Arbeiterbewegung insgesamt Chr. RULCKER, *Ideologie der Arbeiterdichtung 1914 - 1933. Eine wissenssoziologische Untersuchung*, Stuttgart 1970.

30 Diese Teilhabe am Zeitgeschehen spiegelt sich u.a. auch in den Veränderungen, die die Sammlung *Mank Muern* von Auflage zu Auflage erfahren hat. Die verschiedenen Widmungen, die zahlreichen Auslassungen, Zutaten und Umgruppierungen unter diesem Blickwinkel zu untersuchen, dürfte lohnend sein.

brücken mußte, desto ferner rückten ihm zwangsläufig seine Anfänge. Am Ende glaubte er wohl selbst nicht mehr daran, daß er - unter anderem - je ein Sozialrevolutionär hatte sein wollen. Und die anderen, seine jeweiligen Weggenossen, haben den Prozeß des Vergessens, Verdrängens und Umdeutens weidlich unterstützt.

Als der sozialdemokratisch gesonnene und so auch agierende Claudius lange nach dem ersten Weltkrieg merkte, daß seine Träume von einer anderen Gesellschaftsordnung unerfüllt bleiben würden, wandte er sich allmählich denen zu, die eine neue Heilslehre anboten. Er war, wie man weiß, beileibe nicht der einzige aus dem Kreise der sogenannten Arbeiterdichter, der aus Enttäuschung so reagierte. Für orthodoxere Sozialisten war er fortan ein Abtrünniger, und das schloß rückwirkende Umwertung seines bisherigen Tuns ein: Er wurde den im Grunde eher Bürgerlichen zugehört, jenen, die sich beispielsweise schon mit ihrer Haltung zum Kriege für die "schlechte Sache" entschieden hatten<sup>31</sup>. Schwierigkeiten mit der Vergangenheit gab es nun aber gleichzeitig im Lager der Nationalsozialisten, nur unter umgekehrtem Vorzeichen. Da bedurfte es schon der Fürsprache des einflußreichen und linker Neigungen völlig unverdächtigen Hans Grimm. Grimm war Claudius im Kriege begegnet und hatte sich später für dessen Lyrik erwärmt. Unter dem Titel *Meine geliebten Claudius-Gedichte* brachte er 1932 eine Auswahl davon auf den Markt; und im Vorwort tat er alles, um Claudius gegen politische Bedenken abzusichern. Gewisse obrigkeitsfeindliche Äußerungen des Frontsoldaten Claudius entschuldigt er, ein wenig verdeckt, mit der ungut-proletarischen Herkunft; als "ebertgläubig" bezeichnet er den Kriegsheimkehrer und will damit "das Freundliche und Deutsche (...) bei ihm ausdrücken"; und überhaupt scheint ihm Claudius weder zu den "wirklichen roten Männer(n)" im Felde<sup>32</sup> noch gar zur Sozialdemokratischen Partei zu passen<sup>33</sup> - mit gottbegnadeten Dichtern wüßten die nichts anzufangen. Wo solche allgemeine Verniedlichung des einstigen politischen Engagements nicht ausreichte, weil nicht alle alles vergessen mochten, halfen sich die Nationalsozialisten damit, daß sie Claudius' literarische Vergangenheit ihrer eigenen Ideologie einverleibten. Zweifel an der "Volksgemäßheit", sagte man dann, seien unangemessen "bei dem Hamburger Lehrer (...), aus unversetztem niedersächsischen Blut, nachweisbar Urenkel des Wandsbeker Boten." Die unübersehbaren

31 Vgl. z.B. F. ALBRECHT, *Deutsche Schriftsteller in der Entscheidung. Wege zur Arbeiterklasse 1918 - 1933* (Beiträge zur Geschichte der deutschen sozialistischen Literatur im 20. Jahrhundert, 2), Berlin (Ost) Weimar 1975, S. 30ff.

32 H. GRIMM, *Meine geliebten Claudius-Gedichte. Auswahl aus den Versbüchern von Hermann Claudius*, 18.-27. Tsd., München 1943, S. 18-19.

33 Ebd. S. 24-26.

Spuren expressionistischer Dichtergebärde bei ihm aber solle man entweder als läßliche Jugendsünde oder, womöglich tiefgründiger, als Folge der Tatsache betrachten, daß der Expressionismus "bis zu einem gewissen Grade geradezu aus niederdeutschem Wesen stammt"<sup>34</sup>.

Claudius hat die nationalsozialistische Umarmung nicht abgewehrt, sondern geduldet und vielleicht sogar gewünscht. Folglich befand er sich 1945 plötzlich in der Rolle des belasteten Autors, den man am besten mit Stillschweigen überging. Allein die Niederdeutschen bildeten eine Ausnahme und legten ziemlich bald schon alte und neue Werke von ihm auf. Skrupel brauchten sie ja nicht zu haben, weil sie die zeitgenössisch-politische Seite Claudius'schen Schaffens nie entdeckt hatten und sich mit ihrer niederdeutschen Sache eh in unpolitischem Gefilde wähnten. Im Laufe der Jahre ist so die Erinnerung an die Eigenart des Frühwerks vollends verschüttet worden. Als dann 1973 der Vorstand der SPD Claudius zum 95. Geburtstag gratulierte und ihm ausdrücklich bescheinigte, er habe "der Arbeiterjugend (...) viele geistige Impulse gegeben"<sup>35</sup>, da war das ohne Zweifel ein Akt später Gerechtigkeit und, mutmaßlich, später Aussöhnung. Wie ein Zuruf aus ferner Vergangenheit mußte es dennoch wirken. Nach so langer Zeit war anderes aber weder zu erwarten noch zu fordern. Immerhin gibt es in der deutschen Literatur viele, auch größere Autoren, die ähnliche Verdienste um die Arbeiterbewegung haben, von denen mit allgemeineren Meriten um politische und sozialengagierte Dichtung zu schweigen.

7.2. Für die niederdeutsche Literatur gilt eben das nicht. In ihr nimmt Claudius' Frühwerk einen fast einzigartigen Platz ein. Das nun nicht aus dem sattsam bekannten Grunde, daß er die Welt der Großstadt, der Arbeit und Industrie für das Niederdeutsche entdeckt hat. Seine entscheidende Relevanz wird vielmehr in der Antwort auf die Frage sichtbar, wie er zu solcher Entdeckung gekommen ist, was er aus ihr gemacht hat und von welchen Anschauungen über die Möglichkeiten niederdeutschen Dichtens er sich hat leiten lassen. Die Antwort kann, kurz gefaßt, nach meiner Überzeugung nur lauten: Claudius wäre zu keinerlei Neuerung vorgestoßen, hätte er nicht alle niederdeutschen Traditionen, die poetischen wie die ideologischen, zugunsten seines Ichs mißachtet. Es waren seine Kenntnisse der zeitgenössischen Literatur- und Geistesströmungen, seine sozialen und politischen

34 K. MATTHIES, *Ansprache an Hermann Claudius (gehalten in Hamburg vor der Fichte-Gesellschaft)*, *Das Innere Reich. Zeitschrift für Dichtung, Kunst und deutsches Leben* 3 (1936/37) 759-764, Zitate 760-761.

35 Das Glückwunsch-Telegramm ist abgedruckt in: *Stiftung F.V.S. zu Hamburg. Ehrungen zum 95. Geburtstag von Hermann Claudius* [Hamburg 1973], S.27.

Erfahrungen, sein Lebensgefühl und Weltverständnis, die ihm zugleich die Themen und die Mittel, den Trieb und die Kraft vermittelt haben, als niederdeutscher Autor mit vollem Anspruch auf Gleichberechtigung aufzutreten.

Daß er trotzdem die althergebrachten Traditionen nicht allzu gröblich verletzt hat, ist eher schierem Zufall zu danken. Ob man den nun Veranlagung, Neigung oder dezidierten Stilwillen nennen will, ist unerheblich. Anders als Garbe, mit dem er in der Theorie weithin einig war, hatte es Claudius ja auf Gattungen und Ausdruckshaltungen abgesehen, die nicht von vornherein über Volkstümlichkeit, Mundartlichkeit und trauliche Heimatllichkeit hinausdrängten. Das berechtigt aber niemanden, die Verhältnisse einfach umzukehren und die primäre Orientierung an der Zeit und ihren vorzugsweise hochdeutsch vermittelten Realitäten zu verschweigen oder als marginal anzusehen.

7.3. Bei dieser Sicht auf die Dinge wird die Geschichte der Claudius-Rezeption zu einem Lehrstück für alles Nachdenken über die Theorie von niederdeutscher Literatur, d.h. auch für die Frage nach dem richtigen kritisch-wissenschaftlichen Umgang mit ihr. Es geht nun einmal nicht an, daß die Kritiker und Wissenschaftler übersehen, leugnen oder für unerlaubt erklären, was auf Seiten der Autoren seit langem gewollte und wohlbegründet verwirklichte Praxis ist - und das allein, weil sie an einer Ideologie festhalten möchten, die niederdeutsche Literatur als eine von hochdeutsch-hochsprachlicher Literatur strikt getrennte Spezies begreift. Kritiker und Wissenschaftler verfehlen so ja nicht nur ihren spezifischen Auftrag, sondern sie setzen sich in diametralen Gegensatz zu allen empirischen Fakten und akzeptierten sprach- und literaturwissenschaftlichen Regeln. Die Termini 'Mundartliteratur' und 'Dialektliteratur' erleichtern zwar, vom Phänomen einer bewußt nicht-standardsprachlichen Literatur zu reden, ansonsten sind sie jedoch je ein Widerspruch in sich. Eine Literatur nennenswerten Umfanges und Ranges, die absolut auf mundartliche oder dialektale Sprache im linguistischen Sinne des Wortes beschränkt bliebe, kann es schwerlich geben, solange die Gesetze über situations- und zweckbedingte Sprachverwendung in Kraft sind. Und ganz unabhängig von allem Literarischen sagen doch wohl die gleichen Gesetze, daß jedes Sprachsystem, auch das als Mundart oder Dialekt existierende, potentiell die ganze Bandbreite sprachlicher Anwendungsformen bereithält. Wie will man da rein theoretisch einen Kernbezirk mundartlichen Ausdrucks festlegen und ihn womöglich noch gegen die autonome Freiheit der Autoren ausspielen, im Einzelfall den Stil zu wählen, der ihrem Aussagewillen entspricht?

Wenn also Dieter Stellmacher neuerdings formuliert: "In jedem Falle wird aber von den Besonderheiten der Dialektliteratur auszugehen sein, die es zweifellos gibt, weil die Sprachform Dialekt von den anderen Sprachformen durch eine Reihe von Faktoren

unterschieden ist"<sup>36</sup>, dann gießt er den alten Wein niederdeutscher Ideologie leider nur in neue Schläuche. Bei solcher Perspektive werden die niederdeutschen Autoren auch weiterhin *mank Muern* stehen müssen - zwischen den Mauern der Vorurteile nämlich, die sich aus dem romantizistischen Glauben an sprachliche und sprachbedingte Besonderheiten der niederdeutschen Literatur ergeben. Die Aussicht auf Fortentwicklung dieser Literatur, etwa gar in Richtung auf Claudiussche Zeitgenossenschaft, würde bei so autoritativer Abkoppelung von allem Hochsprachlichen gewiß nicht besser. Und die Misere der niederdeutschen Literaturwissenschaft würde auf Dauer festgeschrieben. Der Fall Claudius allein sollte als abschreckendes Beispiel genügen.

---

36 STELLMACHER (wie Anm.14) S.119f.